

(Nachdruck verboten.)

15)

## Mafia.

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Rasmussen.

Sie hatten wie gewöhnlich Pläne gemacht, Binna zu foppen, der, wie man wußte, die heutige Nacht bei Carmela zu verbringen gedachte; man mußte die armeneligen Freuden, die die Stadt bot, ausnützen.

Es hatte sie argwöhnisch gemacht, daß der begehrliche Neapolitaner, der sonst seinem Magen über das Notwendige hinaus gönnte, sich heute erlaubt hatte, Vocu mit drei Spiegeleiern zum Frühstück zu speisen — natürlich abgesehen von den Herrlichkeiten, die „Gellias“ Wirt für die vereinbarten dreihundvierzig Lire monatlich zu servieren in der Lage war. Abends hatte er eine Zabaione (Eierpunsch) von drei Dottern bestellt. Es war klar, daß er sich zu irgend-einem heimlichen Waffengang oder einer Straftat stärkte, und als man erst auf der Spur war, kam man bald auf den Zusammenhang. Als Binna sich um acht Uhr von den Kameraden bei Romeres verabschiedete — er schloß Zahnschmerzen vor — wußten nicht bloß sie, sondern die halbe Stadt, daß er Carmela für die ganze Nacht gekauft hatte.

Der Vorschlag, ihn in seinem Vergnügen zu stören, wurde denn auch mit allgemeiner Begeisterung aufgenommen. Denn war auch Binna in seiner Einfalt ein ganz gutmütiger Mensch, so war er doch Neapolitaner, ein wahrer Capitan Fracassa an Selbstvergötterung, der seine eigene breit-schulterige, brünette Schönheit anbetete und sich für unwiderstehlich hielt. In allen Fragen zeigte er ein überlegenes Besserwissen; es gab kein Ding unter der Sonne, über das er nicht seine Superflughheit auskramte. Darum wurden die Kameraden nicht müde, ihn einzuseifen, ohne daß es ihm selbst je einfiel, sich für den Gefoppten zu halten; er fühlte sich nur geschmeichelt durch die große Aufmerksamkeit, die man seiner Person schenkte.

Auf dem Corso traf die kleine Schar den Ingenieur, der spazieren ging und sich mitziehen ließ.

Carmela pflegte nicht zu öffnen, wenn sie nächtliche Feste gab; zum Glück aber fand man den allgegenwärtigen Pamsfo vor der Türe. Er ließ die ganze Gesellschaft ein.

Das Haus hatte etwas Arabisches an sich. Durch einen langen engen Gang kam man in einen kleinen Hof, auf welchen drei kleine schnukige Zimmer mündeten. Hinter dem Zimmer zur Linken lag im Hintergrunde das Allerheiligste, die einzige ordentliche Stube des Hauses, ein lustiges Zimmer, dessen Fenster auf irgendeine kleine Seitengasse gingen. Die Gesellschaft nahm in dem kleinen dunkeln Raum rechts im Hofe Platz, welcher als Wartezimmer oder Empfangsalon diente, eine Art zwangloser Salon, in welchem sich die Kunden fast jeden Abend versammelten.

Angelo schlug vor, man sollte sogleich einbrechen und eine Art Kriegstanz um das überraschte Paar, Mars und Venus, tanzen. Velcaro dagegen fand diesen Plan banal. Binna sollte langsam mit Hilfe der Langlewelle aus seinem Fuchslotz geräudert werden.

Pamsfo, der vor Entzücken tanzte, lockte Carmela heraus, und als sie erst in dem fröhlichen Hausen war, nahm man sie gefangen und verschloß die Türe.

Carmela war ein schönes Bauernmädchen von jononischen Formen. Einfältig, aber im Wesit eines gemütlichen, guten Bauernhumors, wirkte sie angenehm durch eine gewisse provinzielle Geradheit und bäuerliche Natürlichkeit, die die Dinge zwar derb anpakte, jedoch nie in Roheit ansartete. Wenn sie häufig sündigte, so beichtete sie auch nicht seltener, und über ihrem Kopftischen brannte eine ewige Lampe für die heilige Anna, vor der sie sich mitunter mit der tiefsten Inbrunst auf die Knie warf.

Als Carmela einsah, daß keinardon gegeben wurde, war sie rasch mit bei dem Spaß. Pamsfo wurde nach Wein ausgesandt; mit gefüllten Gläsern und gepfefferten Geschichten verkürzte man sich die Zeit und wartete gespannt, wie Binna sich in seiner Einsamkeit gebärden würde.

Allein die Stunden verstrichen, ohne daß er ein Lebenszeichen von sich gab. Endlich schlich Velcaro auf Coden hinein, um durch das Schlüsselloch zu gucken. Der heiligen

Anna Lampe brannte weiter, aber das Bett war leer. Die ganze Gesellschaft eilte herbei. Die Türe war von innen versperrt. Binna war ausnahmsweise einmal der Klügere gewesen. Ohne den Schimpf abzuwarten, hatte er den Venus-tempel versperrt, den Schlüssel zu sich gesteckt und war durch das Fenster hinausgesprungen. Der Göttin blieb nur die Wahl, die Türe zu sprengen oder im Sündeloch zu schlafen.

Ein wenig beschämt trabten die Freunde heimwärts, trennten sich auf dem Corso und gingen jeder nach Hause. Angelo begleitete den Ingenieur. Ohne daß sie es wußten, folgte Pamsfo ihnen in einiger Entfernung.

Schwer und stumm stampften sie die kleine Steintreppe zur Piagetta hinauf und reichten einander die Hand zum Abschied. In diesem Augenblick erscholl ein durchdringender Todeschrei aus Calogeros Stube. Zugleich wurde die Türe aufgerissen, und in dem Lichtschein, der herausdrang, sahen sie Calogero, mit einem Messer bewaffnet, der wahnwütig schreienden Rusidda nachsehen. So Forte sprang hervor, um Calogero zu packen, der, sowie er die beiden Männer wahrte, über die Gasse abbog, mußte sich jedoch Angelos erwehren, der als echter Sizilianer ihn hindern wollte, den Mörder zu verfolgen. Einen Augenblick zeigte sich Pamsfo, aber als er Angelo in das Haus gehen und hinter sich abriegeln sah, verschwand auch er eiligst in den dunkeln Gäßchen. Auf dem Plage war Rusidda allein zurückgeblieben, kreischend wie eine Wahnsinnige; im Laufe weniger Minuten aber gab es schreiende Weiber in allen Fenstern, auf allen Altanen, und eine wahre Kanonade wurde von den Männern eröffnet, die ihre Revolver in die Luft abschossen, um endlich die Polizei herbeizurufen.

Calogero hatte einen Vorsprung bekommen, aber So Forte holte ihn ein und hielt ihn fest, bis der starke wütende Bauer den Augenblick erjah, ihm das Messer in den rechten Arm zu jagen und zu entkommen.

Als So Forte mit blutüberströmtem Arm auf den Platz zurückkam, gab es hier ein Menschengewimmel, zumeist Weiber, die laut jammerten und heulten. In dem Stall, der Calogeros einzige Stube war, standen zwei Karabiniere (Gendarmen) über das Bett gelehnt, wo sein Weib in den letzten Zuckungen lag, eine breite Messerwunde in der Brust.

Da zeigte Gräfin Lucia sich mitten in der Menge und nahm Rusidda, die heiser zischte und vor Schluchzen fast ersticke, mit sich fort.

Die Karabiniere blieben als Wache bei der Leiche zurück, während der Platz sich allmählich wieder leerte. Eine Stunde darauf war es so öde und still, als sei nichts passiert. Es war ja nur ein Alltagsereignis.

Nur Angelo wachte noch.

Auf seinem Tische fand er einen Brief von Lidda.

Sie hatte geweint, seit er sie verlassen hatte.

Sie hatte es bereut, sich vergangen zu haben.

Er möge gleich nächsten Morgen zurückkommen, sie könne nicht ohne ihn leben.

5.

Der große Tag des Jahres war da: das lange vorbereitete Fest für den Beschützer der Stadt, den schwarzen Heiligen Calogero, nach dem jeder zweite Bürger genannt war, so daß es zugleich in vielen Häusern Namensfest gab.

Den Abend zuvor war er in seinem Boote aus Afrika angejagt gekommen. Das Festkomitee hatte dieses mit Blumen und Bändern geschmückt und es vom Empedocle-hafen heraufgeschleppt. Im Volke gab es keinen, der daran zweifelte, daß just dies Calogeros Boot sei, und man war überzeugt, daß, hätte man am Festabend nach uralter Sitte das Boot verbrannt, Calogero von seinem Vaterland abgeschnitten und gezwungen gewesen wäre, zu bleiben, wenn sie ihm auch das Leben in Sirgenti noch so teuer gemacht hätten.

Alle Kirchenglocken der Stadt läuteten; jedes Haus hatte sich mit bunten Teppichen geschmückt, die aus den offenen Fenstern weit über die Mauern herabfielen. Die Altane des Corso drohten unter dem Gewicht weiblicher Reugierde zusammenzubrechen.

Unten auf dem Corso herrschte wimmelndes Leben. Alles, was sich von den steilen Seitenaassen herabbewegen



Konnte oder herabzubringen war, war in seinen besten Kleidern erschienen und trotzte Stunde um Stunde dem Sonnenbrande, um einen Schimmer von der Prozession zu erblicken.

Endlich hörte man den Gesang wie ein fernes Gemurmel, das allmählich festere Form annahm. Weit unten konnte man die Weiber auf den Altanen knien sehen; ein Zeichen, daß San Calogero nahe sei.

Dann kamen die singenden Chorknaben, duftende Räucherkerzen schwenkend.

Ihnen folgten die verschiedenen religiösen Bruderschaften: Bauern und Handwerker, in lange, verschiedenfarbige Kittel gekleidet und zehnpfüßige Wachskerzen in den Händen tragend. Zwei und zwei wanderten sie in einer langen Kette dahin, während die Ordner in einem stark hervortretenden Gefühl ihrer ungeheuren Verantwortung hin und her fuhren und sorgfältig aufpaßten, daß man die richtige Entfernung voneinander innehielt.

Ein anmutiges Zwischenpiel bildeten die Konfirmandinnen in ihren weißen Brautkleidern mit Schleier und Kranz auf dem Haupte und großen Blumensträußen in den Händen.

Sie wurden behütet von den ihnen folgenden Mönchen und den züchtigen Nonnen, die aussahen wie ans Tageslicht geratene Fledermäuse.

Dagegen schienen die nun daherschreitenden Priester vollkommen gleichmütig. Sie waren die einzigen, deren Gesicht keine Spur eines Gefühles davon verrieten, daß etwas Großes und Heiliges sich eben durch die Stadt bewege.

Unter einem roten Baldachin, der von vier Männern getragen wurde, ging der Bischof in seinem pfauenschedigen Festgewand. Alle dauerte dieser uralte Mann, der in der sengenden Sonnenhitze viele Stunden lang unter der Last der schweren golddurchwirkten Gewänder umherziehen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

## Huf der Walz — in Tirol.

(Aus dem Tagebuch eines Handwerksburschen.)

„Der Adam hat die Lieb' erfunden,  
Der Noah den Wein,  
Und der David das Zitherspiel:  
Es müssen Tiroler gewesen sein!“

So steht es zu lesen an den Wänden der Tiroler Wirtsstuben. Die lieben Leute können hier gut lustig sein, sie jodeln sich über das trübe Wetter und die damit verbundene Mißstimmung hinweg. Das war ein toller Sonntag gestern. Früh, als ich in dem Städtchen Rienz aufstand, hatte es in Strömen geregnet. Wie ein rechter alter Brummbar zog sich der Tag die Nebeldecke übers Gesicht und nur unterhalb — bleiben wir im Wilde — staken die Füße heraus. Dies waren einige trostlos dreinschauende Weiden am Ufer der flinken Rienz, schrofpe aufdringliche Tannenhänge, die im Tal herüber kamen und dann wieder gingen und hier und da ein wasserscheues Häuschen, — das sich vor dem Regen fürchtete wie ein Kind vor dem Bade und sich unter seinem großen, breiten Schindeldache zusammenkauerte, — als ich bis Toblach fuhr. Mittags heiterte das Wetter auf. Es war mir gegliückt, in den letzten drei Regentagen immer eine Tagesstrecke zu fahren und doch dabei mein Geld in der Höhe von etwa sechs Kronen zu halten.

Als ich in Toblach ausstieg, war es sonniger Mittag; der schöne, breite Eingang des Ruzertals lag vor mir. Die Straße war wie blank gescheuert und trocknete auf. In einem der großen Paläste, die sich unweit vom Bahnhof gruppieren, glaubte ich mein Mittagmahl halten zu können, doch die Saison ist tot und die Hotels hatten Türen und Läden geschlossen, — in einem kleineren Landhaus bekam ich dann noch eine Nofsuppe. Entgegengesetzt, auf der anderen Seite des Bahnhofes, inmitten großer, ebener Wiesenflächen liegt Toblach. Der spitze Kirchturm ragt hoch über die kleinen Häuser hinaus, die sich eintüchtig rings im Kreise um ihn lagern. Auf dem Weg hinab nach Bruned kündigt mir eine Tafel, daß hier die Talmitte die Wasserscheide vom Schwarzen und Adriatischen Meer bildet.

In der nächsten Ortschaft Niederdorf will ich meinen durch die Fahrt etwas geschwächten Geldbeutel wieder auffrischen. Wie ich an einem Hause an der Straße, das verschlossen ist, durch die Fenster spähe, springt hinter mir der Gendarm vom Fahrrad. „Ich habe nach einem leeren Zimmer suchen wollen, lieber Herr,“ suche ich mich auszureden; da ich aber mein ganzes Inventar mit auf dem Rücken herumtrage, erscheint meine Aussage wenig glaubwürdig. Er geht in das nächste Haus, um sich dort zu erkundigen, ob ich wohl abetbttelt hätte.

Blitzschnell überschauete ich die Situation und die Folgen, die daraus erwachsen: per Schub nach der Grenze und schließlich noch etwas anderes! Dann das Werk eines Moments: über die Straße, hinter der nächsten Hausdecke verschwinden und laufen, laufen und laufen, um womöglich den schützenden Wald zu erreichen. Die Angst beflügelte meine Schritte. Ueber eine geschlossene Bahnschranke kletterte ich hinweg, ein Zug keucht mir im Rücken. Plötzlich ein Donnern und Krachen, Kugeln schwirren an meinen Ohren vorüber; ich bin durch die Feuerlinie des Schützenstandes gelaufen; in der Ferne klingt mir der Leute unabhängiges Lachen nach. Jetzt die Bahn entlang, gedeckt durch den Bahnhof und zwei eben eingefahrene Züge. Am zweiten Uebergang steht der Gendarm vor der geschlossenen Barriere und kann nicht hindurch. Seine Augen funkeln vor Wut, während mir das Herz wieder freudiger schlägt. Nun suche ich soviel wie möglich ab von der Straße zu bleiben und bin so durch den Bahnsrang sowie den parallel mit ihm laufenden Fluß doppelt gedeckt. Ueber Wiesen und tiefe Waehinschnitte, über aufgeweichte Felder geht meine Flucht, ehe ich es endlich wage, die Straße zu betreten. Der Schweiß ist mir heiß auf die Stirn getreten, doch der Körper schüttelt sich vor Frost. Noch einmal täuschen sich meine Augen, ich sehe auf der Chaussee einen Radfahrer heranrasen. Nun gibt es keine Rettung, kurz gefaßt wate ich durch das zurzeit hochstehende und reißende Wasser der Rienz.

Hier kann er mit seinem Rad nicht herüber!

Als ich mich umwende, fährt ein Bauernbursche und nicht der Gefürchtete vorüber, der über mein sonderliches Gebaren den Kopf schüttelt. So bin ich zwei Stunden gelaufen, bis Welsberg, das nächste Dorf, mir auch längst im Rücken liegt. Ich muß mich ein wenig verschäufeln. Die Kleider sind halbwegs wieder getrocknet, nur die Stiefel sind noch von der unfreiwilligen Kneipplur voller Wasser. Ich bin heilfroh, daß es noch so gut abgegangen ist.

Meine Blicke gehen zurück in die Landschaft, die ich unter solch eigenartigen Umständen durchheilte. Aller Kleinmut fällt mir bei ihrer Schönheit; es ist die entzückendste Stelle des Ruzertals. Hinter den grünen Tannenhängen heben sich scharf gegen den nächtlichen Himmel die mit frischem Neuschnee bedeckten Faden der Umpezzaner Dolomiten, ein rosa beleuchtetes Wöllchen schiebt sich dahinter. Welsberg mit seinen roten Dächern hüllt sich in der Talhöhe zum Schlafen ein. Einige Bauernhäuser, hoch in den Bergen versteckt, schlafen schon, nur der weiße Unterbau leuchtet aus dem Dunkel. Abwärts sprudelt die Rienz in ihrem tiefen Bett, immer weiter, bis auch sie, die braunen Wiesen und die herblich roten Ufer in nächtliche Schatten verschwinden.

Da perlen mir leise ein paar dumme Tränen aus den Augen, ich fühle das „Gehehrtwerden“ und Verlassensein meiner Armut; es ist Nacht — ich habe noch kein Obdach.

Ein schmaler Fahrweg führt zu einem Bauernhaus hinab. In der Küche treffe ich das Dirndl, das mir bereitwilligst ein Quartier, natürlich nur im Stall, zusagt. —

Wie ich dann in der dunklen, warmen Stube sitze, wandern meine Gedanken heimwärts zu den Sonntagabenden im Heimatthaus. Ich sehe, wie die liebe, gute Tante die blaugeblühten Kaffeetassen auf den Tisch stellt, einen Kuchen dazu holt und als zweites Gedeck hinterher Schinken, Wurst und Butterbrot. — Einer nach dem andern der Familie tritt in die Stube, ich begrüße jeden mit einem herzlichen „Grüß Gott“, aber sie nehmen keine Notiz von mir. Dann erst, nach einer Frage, gelingt es mir, eine Verbindung herzustellen. Ich hole die Landkarten und Ansichtspostkarten aus dem Rucksack und erzähle ihnen von meinen Reisen, die mich zu Fuß bis nach Rom führten. Rings um den Tisch gedrängt, über meine Achseln hinweg lauschen sie den Wundern der ihnen unbekanntem Welt. So habe ich sie gefangen und ich bin dabei in den Bereich der kleinen Lampe gekommen, die von der holzgetäfelten Decke herab über dem Tische hängt. Bei den Namen „Peterskirche“ und „Papst“ zittern sie. Ich erzähle ihnen von den Wölfen in Rom und den Gänfen, die einst das Kapitel retteten. Allmählich verspüre ich leise Hunger, das eine Dirndl hat schon die Kartoffelschüssel im Arm und lauscht ebenso blöd wie die andern. Nur der Großvater schläft lang ausgestreckt auf der Bank vor dem großen Ofen. Nach einer Weile spricht der Bauer: „Essen!“ Unvermittelt darauf treten auch schon alle betend und singend um den Tisch, knapp, daß ich Zeit habe, mein Zeug zusammenzupacken. Ich murmle mit gefalteten Händen mit. Während des Betens wird das Essen aufgetragen und noch allerlei Obliegenheiten verrichtet, ohne daß dies stört. Als erster Gang: Pellkartoffeln mit Salz. Wir wischen den Löffel am Tischfuß ab und laden die Kartoffelreste von den Fingern. Dann geht es gemeinsam an eine Schüssel mit Nofbrühe. Als Nachspeise flache, tellerförmige Brote und süße Milch.

Da plötzlich, ich puhte eben meinen Löffel blank, ging wieder das Beten an; ich muß als letzter an die Tür treten. Vor dem Muttergottesbild, welches, mit einigen Aehren und verbleichten Papierrosen geschmückt, in rufigem Spedglanz, inmitten der Wand jenseits der Tür hängt, ist der Bauer auf die Knie gesunken. Die Weiber hutschen betend an den Bänken rings in der Stube herum. Ein religiöser Wahnsinn scheint die Leute nach meinen Begriffen erfasst zu haben. Der Bauer in seiner weißen Schürze als Hauspriester spricht lateinisch, die andern fallen bei gewissen Stellen mit ein. Ich bin gänzlich außer Fassung. Dann spricht der älteste Dube das erlösende Wort für mich: „Schlafensachen!“ Er



nimmt mit den Paß ab, der Bauer unterbricht sein Priesteramt und fordert die Streichhölzer; ich werde in den Stall geführt.

Es war eine böse Nacht. Wenn mich die Flöhe im Stall nicht bissen, so träumte ich stetig von dem Gendarm, der mich auf der wüsten Flucht immer einholte.

F. N.

## Münchener Ausstellungen.

Von Ernst Schur.

### I. Sezession und Glaspalast.

München hat sich in diesem Jahre sehr anstrengen müssen. Die Raumkunst- und Kunstgewerbeausstellung, Sezession, Glaspalast. Das nimmt die zur Verfügung stehenden Kräfte gehörig in Anspruch. Namentlich wenn das Claquewesen blüht und nur die Mitglieder einer bestimmten Gruppe zugelassen werden. Denn der Eindruck ist nicht so imponierend, wie er bei solcher Kraftanstrengung sein müßte. Man hat des öfteren die Empfindung, daß die Pose die Leistung ersetzt und das Programm größer war als das Können. Nichts destoweniger ist die Kritik meist geblendet, und die Lobreden der Kritiker begannen schon prompt, als auf der Ausstellung München 1908 noch gar nichts zu sehen war.

Doch davon später.

Beginnen wir mit der Sezession, die am ehesten Münchener Charakter, und zwar fortschrittlichen zeigt. Eine geschlossene Gruppe von Künstlern, die nicht mehr überraschen, aber zufriedenstellen.

Diesmal überraschen sie. Und zwar überraschen sie durch Rahmheit und Mattigkeit. So langweilig war die Sezession noch nie. Stofflich eine offenkundige Verlegenheit. Immer die gleichen, zu Tode gehegten Sujets. Der Mangel an Redheit und Wagemut ist offenkundig. Die Talente fehlen. Die Erneuerung fehlt. Man ist verlegen. Und so sagt man sich, daß hier wohl immer Minderleistungen den Ausschlag geben. Man malte grau, dann tonig, dann spachtelig usw. Und nun ist keine neue Mode da. Stillstand. Man wurfelt weiter und sucht die Verlegenheit zu verbergen.

Im Anfang war Stud. So heißt es in München. Man kann in München in seinen Leistungen immer mehr herunterkommen, und doch behält man, dank einer eigentümlichen Konstellation der Umstände, einem gefüllten Beutel und einer draufgängerischen, renommierten Pose (auch der Einfluß der Frauen ist von hoher Bedeutung), sein Ansehen. Diesmal kommt Stud à la Velasquez. Er malt Kinder von einem Kindermaskenfest in spanischen Kostümen, so steif, so grell bunt und teilweise so schlecht gezeichnet, daß die Entgleisung dieses Gemäldes und die Hohlheit des Könnens, die durch Kopieren und Ubertreiben der eigenen Manier zu überdecken gesucht wird, kaum zu übersehen ist. Eine andere Größe ist Uebe, dessen großes Bild „im Atelier“ viel zu umfangreich geraten ist und daher viel leere Stellen aufweist. Am liebsten schneite man das kleine Kind, das im Hintergrund steht, dessen Kopf mit dem blonden, lockigen Haar fein und leicht gemalt ist, aus dem Wilde heraus, es würde sich allein besser machen. Hertwich erscheint mit großen Deckenmalereien, die künstlich in einem alten Charakter gehalten sind, während man doch gerade auf diesem Gebiet nach neuen Daten ausschaut, die, nach all den vielen vorausgegangenen Versuchen, wirklich nicht zu schwierig wären. Die Wiedermeierei ist diesen Schöpfungen aufgeprägt, und man denkt gar zu sehr an die üblichen Deckenbilder in alten Schlössern. Hinzu kommt noch, daß den Farben künstlich ein alter Ton gegeben wird, so daß die Malereien etwa aussehen wie alte Gobelins. Doch machen sich die Skizzen immer noch besser als die ausgeführten Deckenbilder, die im Saal des Hauptrestaurants zu sehen sind, wo man feststellt, daß sie jeder Raumwirkung entbehren. Unter diesen Umständen schätzt man Bügel als einen aufrichtigen, selbständigen Künstler und empfindet bei dem Tierbild „Kühe auf der Weide“ eine gewisse Monumentalität des Lichts und der Farben.

Auch die Landschaft, die sonst immer gute Vertreter hatte, läßt zu wünschen übrig. Die jungen Kräfte treten hier nicht auf, sie sind in der Frühjahrsausstellung zu sehen, und so macht sich auch hier eine allgemeine Mattigkeit und Gleichgültigkeit bemerkbar. Die Frische ist verloren gegangen, dagegen bemüht man sich, künstliche Posen anzunehmen. Man will primitiv sein, die einen malen wie die Japaner, andere wie alte Deutsche.

Auch im Porträt ist nichts Neues zu bemerken. Kein neuer Charakter. Man sucht die Engländer nachzuahmen und wird dabei noch oberflächlicher als sie. Man scheut sich vor jeder entschiedenen Note, oder vielmehr, man fühlt dazu keinen Anlaß in sich. Dutler macht eine Ausnahme. Er stellt eine alte Frau sitzend dar vor grauem Hintergrund und stimmt die Farben (ein stumpfes Grau überwiegt) sehr geschmackvoll und mit einer gewissen Großzügigkeit zueinander.

Auch Samberger wäre noch zu erwähnen, der sich ein wenig aufgeschrikt hat und in einigen charaktervollen Porträts beweist, daß er nicht so in Manier untergehen will wie seinerzeit Lenbach.

Von jüngeren Künstlern sind zu erwähnen Landensberger, der eine hübsche kleine Landschaft ausstellt, einen Blick ins Tal, wo mehrere Dörfer sichtbar werden und die Luft sehr weich gemalt ist.

er hat auch mehrere Tierstilleben ausgestellt, Hühner, Geflügel, die sich durch eine feine, graublauviolette Farbe auszeichnen. Auch Hummel zeigt sich wieder als ein Künstler von eigener selbständiger Art; er weiß graurotliche, zartgrüne, mattviolette Töne zu einer aparten Harmonie zu vereinen, und namentlich ein Stilleben mit Gläsern auf prächtig schimmernder blauer Decke zeichnet sich durch seine silberige Schönheit aus. Etwas gewaltsam behandelt Lam die Landschaft: er strebt zum Dekorativen hin und arbeitet wie mit blodartig gemischten Farbtönen.

Diese wenigen Namen wären zu nennen. Bei vielen anderen fragt man sich mit einer gewissen Verlegenheit, weshalb sie eigentlich hier sind.

In der Plastik sind es die Porträts, die als ernste Arbeiten auffallen. Sonst macht sich meist bei größeren Entwürfen eine Nachahmung Hildebrandtscher Auffassung bemerkbar, die nachgerade monoton wirkt. Neue Art zeigt sich in einigen Holzgeschnitten Arbeiten, Tierdarstellungen, deren breite, kräftige Behandlung dem Material sehr gut angepaßt ist. Rodin hat einen großen schreienden Torso ausgestellt, dessen vibrierende Körperlichkeit die Eigenart seines Könnens, das Einzelne zu beleben und das Große zu sehen, wieder beweist. Zwei liegende Alte fallen durch die schöne Weichheit der Behandlung auf; auch die Gesichter sind charaktervoll ausgeprägt; die Arbeit ist von Hermann.

Die graphische Ausstellung ist nicht mehr als ein Verlegenheitsarrangement, das man mit anbringt, weil es nun einmal so üblich ist. Gerade in München, wo die Graphik eine so aufmerksame Pflege erfährt, berührt das doppelt eigentümlich.

Auch das Ausland ist wenig imponierend vertreten. Man sieht von Raffaelli einige kleinliche Landschaften, und mit großer Ueberraschung nimmt man wahr, wie sehr der Schwede Zorn, der sonst so kräftige und markante Arbeiten lieferte, nachgelassen hat. Er ist zu einer unerträglich platten Manier gekommen, seine Farbenwahl entbehrt jeder Redheit, sie ist konventionell geworden, und nur manchmal noch merkt man an Einzelheiten, wie z. B. an der Behandlung einer Hand, die alte Feinheit. Auch der Schwede Larsson, dessen Werke sonst eine frische Vollständigkeit atmeten, zeigt hier trodene und schematische Arbeiten, in denen die eigene Art zur Manier erstarrt ist.

So macht sich im allgemeinen ein Niedergang bemerkbar. Man weiß ansehend nicht, wem man folgen soll, wem man nachahmen soll. Man hat nicht mehr die alte Frische, das freudige Suchen, und für neue Intensionen fehlt die Zufuhr. Die modernen Franzosen haben hier noch nicht ihren Einzug gehalten, und so sind den Münchenern eine Fülle neuer Anregungen entgangen. Schramm-Pittau hat offenbar die Stadtbilder von Monet gesehen und malt nun Straßenszenen aus München, die aber jeder Poesie des Lichts und der Farben entbehren und gerade das Beste vermissen lassen, was den Maler an solchem Motiv reizt, das Zudende, Vibrierende, Schimmernde.

In diesem Ensemble wirken die Berliner Künstler verhältnismäßig gut. Die Landschaften von Hübner zeichnen sich durch einen feinen, grauen Gesamton aus. Und namentlich Corinth wirkt hier frisch und elementar. Nur Leistikow liefert hier eine Landschaft mit einem sehr geschmacklosen, blaurosa getönten Wasser.

Inhaltlich sowohl wie technisch macht sich eine allgemeine Verlegenheit bemerkbar. Man nimmt Motive wieder auf, deren Süßlichkeit man früher verabscheut hätte. Sonst hatte man, ging man durch diese Säte, das Gefühl der Kraft, jetzt hat man das kleinliche Empfinden, daß man nicht weiß, welcher Mode man folgen soll. Abgeschlossen scheint das Wirken einer alten Generation, und der Platz für das Aufkommen einer neuen ist anscheinend frei.

Der Glaspalast mit seinen fünfzig Sälen, vollgeplästert mit einigen tausend Bildern, hat den einen Vorzug, daß man genau weiß, man braucht sich nur einen Saal anzusehen, den Saal der Scholle.

Auch hier scheint eine Aenderung der Laktik vor sich gegangen zu sein. Man schließt sich in München schnell zusammen und kommt ebenso schnell zusammen. Was man Claquewesen nennt. Die Scholle aber war bisher immer noch etwas Neues in Münchener Kunstleben. So bedauert man, daß die Zahl der Künstler, die mittun, sich stark vermindert hat. Es fehlen Feldbauer, Föhler, Georgi, Erler, vier der kräftigsten Künstler. Meiblen Münger, Pugh, Püttner. Zur Erklärung wird wohl der Umstand dienen müssen, daß die Ausstellung 1908 die Kräfte alle für sich in Anspruch genommen hat, was allerdings für die Sezession keine Entschuldigung ist, da diese Künstler an der Ausstellung nicht mitgearbeitet haben.

Was den allgemeinen Eindruck anlangt, so erlebt man zuerst eine Ueberraschung. Die Farbenanschauung hat sich geändert. Früher war alles weich, hell, leicht. Jetzt ist man dunkler, abgetönter und satter in der Farbe.

Dies trifft namentlich zu bei Pugh, der offenbar Manets Vorbild auf sich wirken läßt. Er hat zwar noch einen der üblichen liegenden Alte im Freien ausgestellt, der seine alte Art zeigt; das Porträt zweier Mädchen aber im Zimmer vor einem grün-schwarzen Sofa in dunklem blauem Kleide zeigt im Arrangement einen strengeren Aufbau und berührt in der ruhig-großen Farbwirkung des dunklen Blau und Grün sehr wohlthuend, so daß man dieses Werk als eine besonders reife Schöpfung des Künstlers anspricht.



Mäntzers Art ist eine andere. Er ist weicher, nicht so fest. Mit Vorliebe stellt er die Farben gelb und grün zusammen, und die leichtverschwommene Art seiner Pinselführung, die doch auf den großen Eindruck ausgeht, ist für ihn charakteristisch. Er hat in dieser Manier Damenbildnisse gemalt, deren weiche Leuchtkraft von ehrlichem Studium vor der Natur zeugt.

Der dritte im Bunde ist Püttner, der sich diesmal am markantesten heraushebt. Er zeigte sich früher stark von Trübner beeinflusst, hat sich aber von dieser Manier wieder ganz freigemacht und sucht auch sich in seiner Stoffwahl zu bereichern. Das Breitflächige seiner früheren Malweise ist einer intimeren Anschauung gewichen. Ein eigentümlich grauer Ton, der von der Umgebung abweicht, gibt den Bildern eine feine Erscheinung, die im Wesen an Pansols Manier erinnert, härter und strenger wie die übrigen ist. Namentlich eine kleine Landschaft ist in dieser Beziehung sehr fein gesehen.

(Nachdruck verboten.)

## Feuerschiffe.

Das Interesse und das Verständnis für alles, was mit der Seeschifffahrt zusammenhängt, ist heute so verbreitet, daß auch jeder Binnenländer schon einmal von Feuerschiffen gehört hat. Wie der Name sagt, sind es schwimmende Leuchttürme, Schiffe, die in See auf flachen Stellen oder in der Nähe der Rüste liegen, um den Schiffer vor der Annäherung an gefährliche Untiefen zu warnen oder ihm den Weg in den Hafen zu weisen.

Es ist ein einsames Leben, das die Besatzung des Schiffes führt. Im Sommer, wenn die Tage lang und das Wetter gut, läßt es sich leichter ertragen. Da vertreibt man sich die dienstfreie Zeit mit Fischen und Seehundsjagd, und von Zeit zu Zeit kommt als willkommene Abwechslung ein Regierungsdampfer, der das Schiff außer mit neuem Proviant, Brennstoff und Wasser, auch mit Zeitungen und Post versorgt. Zudem bekommt jeder Mann der Besatzung im Sommer ein um den anderen Monat vier Wochen Urlaub. Aber im Winter, wenn die Nacht kaum dem Tage weicht, wenn das Schiff in dem aufgeregten Meer stampft und rollt, so daß wochenlang das Proviantschiff vergebens sich zu nähern sucht, dann ist das Leben an Bord dieser Schiffe hart und entbehrungsreich, und oft schweift der Sinn des Feuerschiffmannes dann nach dem kleinen Hause hinter dem Deich, wo Frau und Kinder bei jedem Windstoß an den Erwärmer draußen auf See denken.

Mit den Fortschritten der Schifffahrt haben sich die Ansprüche an die Feuerschiffe bedeutend gesteigert, und ein Feuerschiff hat heutzutage eine viel mannigfaltigere Ausrüstung als der Name vermuten läßt. An Stelle der früheren einfachen Schiffe mit großen Lampen, deren Licht nur von Spiegeln zurückgeworfen wurde, sind heutzutage eigens für ihren Zweck gebaute Fahrzeuge mit allen möglichen technischen Erfindungen ausgestattet.

Bei Tage sieht man schon von weitem den rot gemalten Rumpf des Schiffes leuchten. Wenn man näher kommt, erkennt man seine schlanken gefälligen Linien, und steigt man an Bord, so überraschen uns die große Sauberkeit und Geräumigkeit des Schiffes, das bei einer Länge von 48 Metern etwa 7 Meter breit ist. In der Mitte erhebt sich ein schlanker eiserner Turm, der auf seiner Spitze, etwa 16 Meter über dem Wasserpiegel, die Laterne trägt, die nachts dem Schiffer das Warnungszeichen gibt. Da elektrisches Licht zu hohe Betriebskosten erfordert, bedient man sich des Petroleumlichtes. In das Schiff sind zwei große Gasbehälter eingebaut, die einen für 12 Monate reichenden Gasvorrat aufnehmen; durch eine Rohrleitung wird das Gas in die Laterne geführt, genau wie bei unserer Gasbeleuchtung an Land, nur daß die Feuerschifflaterne nicht so einfach und billig ist wie eine Straßenlaterne, sondern Zehntausende kostet, da sie ein recht verwickeltes optisch-mechanisches Kunstwerk ist: erstens wird das Licht durch sehr genau geschliffene Prismen, deren Herstellung sehr kostspielig ist, konzentriert und zweitens durch ein minutiös arbeitendes Uhrwerk in bestimmten Zwischenräumen verdunkelt. Mit dieser abwechselnden Verdunkelung hat es folgende Bewandnis:

Man unterscheidet feste Feuer und unterbrochene; die festen brennen stets in gleicher Farbe und gleicher Stärke und werden vornehmlich zur Bezeichnung von Hafeneinfahrten verwendet. Zur Warnung vor Untiefen dagegen nimmt man Feuer, welche in bestimmten Zwischenräumen unterbrochen — verdunkelt — werden; z. B. verschwindet das Feuer von Amrum nach 10 Sekunden, leuchtet dann 0,2 Sekunden auf, verschwindet wieder und leuchtet 0,2 Sekunden, worauf der Turmus von vorn anfängt; Feuerschiff Elbe I zeigt alle 20 Sekunden einen Blink von 8 Sekunden, und da in den Seekarten und Feuerbüchern diese „Kennung“ jedes Leuchtfuers verzeichnet ist, kann der Seefahrer, wenn er ein Feuer sieht, feststellen, welches er vor sich hat.

Neben den nächtlichen Lichtsignalen hat man auch schon in früheren Zeiten auf den Feuerschiffen bei Nebel Signale gegeben, und ebenso wie die Laternen vervollkommen worden sind, sind es die Nebelwarnungen. Früher bediente man sich einfach einer Handglocke, jetzt sind die Schiffe mit Druckluft- oder Dampfhörnern ausgerüstet, und die Nebel-Signale, die damit abgegeben werden, haben ebenso wie die Laternen ihre bestimmte „Kennung“. Elbe I z. B. gibt einen 9 Sekunden langen Ton mit der Sirene, dann folgt

eine Pause von 12 Sekunden und dann ein 9 Sekunden langer Ton mit einem Dampfhorn; diese Signale werden nach einer Pause von 80 Sekunden in derselben Reihenfolge wiederholt.

In der allerletzten Zeit hat man eine Erfindung gemacht, die Unterwasser-glocke, die auf der Tatsache beruht, daß das Wasser den Schall vorzüglich weiter leitet. Auf dem Feuerschiff Amrumbank geht durch den vorderen Teil des Schiffes ein runder Schacht, durch den bei Nebel eine große Glocke in das Wasser gelassen wird. Mittels Druckluft wird der Kloppl der Glocke unter Wasser bewegt, und die Töne, die er hervorbringt, pflanzen sich in der See nach allen Seiten fort. Nicht jedes Schiff kann freilich diese unterseeischen Töne vernehmen, sondern nur solche, die mit einem „Empfänger“ ausgerüstet sind. Dieser besteht aus zwei Membranen, die auf beiden Seiten des Kiels, also unter Wasser, an der Außenhaut des Schiffes befestigt sind und die unterseeischen Töne aufnehmen und durch ein Telephon auf die Kommandobrücke übertragen. Je nachdem der Kapitän am linken oder am rechten Telephon die Glockentöne vernimmt, weiß er, ob er das Feuerschiff, das er wegen des Nebels nicht sehen kann, zur Linken oder zur Rechten hat, und unsere großen Dampfer haben sich mittels dieser Unterwasser-Schallsignale bei Nebel ohne Unfall die ganze Nordseeküste entlang geföhrt.

Der Sicherung des Verkehrs im Nebel kann man auch eine andere Einrichtung nutzbar machen, mit der unsere Feuerschiffe, wenigstens die der Nordsee, seit mehreren Jahren ausgerüstet sind: die drahtlose Telegraphie. Während in der Kriegsmarine jedes größere Schiff mit Funkprücheinrichtung versehen ist, sind es von Handelsschiffen freilich nur wenige. Eines von diesen, der Schnelldampfer Kaiser Wilhelm II. des Norddeutschen Lloyd, hat im Juni auf der Rückreise von New York die Erfahrung gemacht, daß die drahtlose Telegraphie nicht nur zur Uebertragung von Nachrichten, sondern auch zur Orientierung bei Nebel geeignet ist. Als der Dampfer den englischen Kanal anfuerte, herrschte dichter Nebel, so daß Scilly nicht zu sehen und nicht einmal seine Nebelsignale zu hören waren. Als der Kapitän nun bei der Annäherung von Lizard auch das dortige Nebelsignal nicht hören konnte, fragte er durch Funkentelegraphie dort an, und erhielt den Bescheid, daß die Marconistation das Dampfseisenignal des Dampfers etwa 2 bis 3 Seemeilen südlich hörte. Der Kapitän teilte der Station mit, er würde dreimal mit der Dampfseife blasen, und bat ihm Bescheid zu geben, ob das Signal dort gehört worden wäre. Hierauf bat die Station, zwei Minuten zu warten und dann zu pfeifen. Nachdem dies geschehen war, teilte die Station durch Funkpruch mit, daß sie das Signal ganz deutlich querab vernommen habe. Hiernach konnte der Kapitän den Schiffsort bestimmen und Kurs auf Plymouth abgeben. Auf den deutschen Feuerschiffen wird durchweg das deutsche Telefunken-system verwendet; die Bedienung der Apparate liegt dem Kapitän und dem Steuermann ob, die sich in die schwierige und der Seemannschaft doch ganz fernliegende Aufgabe gut hineingefunden haben.

Eine grundlegende Neuerung, die die modernen Feuerschiffe gegenüber den älteren aufzuweisen haben, besteht darin, daß sie mit Dampfmaschinen zur Fortbewegung versehen sind. Freilich sind diese Maschinen nicht sehr stark — etwa 200 Pferdekrafte —, und der verhältnismäßig geringe Kohlenvorrat, den das Schiff fassen kann, reicht nicht für lange Reisen, aber die Maschine ist doch stark genug, daß sich das Schiff mittels ihrer in den Hafen retten kann, wenn einmal der schwere Anker, an dem es liegt, bei starkem Sturm nicht halten sollte. Diese Gefahr ist allerdings in Anbetracht des starken Anfergeschirrs der Feuerschiffe nicht sehr groß. Man verwendet für Feuerschiffe nicht die gewöhnlichen Schiffsanker, sondern Anker von besonderer Form, die einem aufgespannten Regenschirm oder einem Pilz ähneln. Die Ankerketten sind sorgfältig geprüft und besonders schwer, und da ein Anker um so besser hält, je länger die Kette ist, so steckt ein Feuerschiff viel mehr Kette aus als andere vor Anker liegende Schiffe. Feuerschiff Amrumbank liegt z. B. auf 18 Meter Wassertiefe, wo ein gewöhnliches Seeschiff höchstens 30 bis 40 Meter Ankerkette geben würde; dagegen steckt das Feuerschiff im Sommer 180, im Winter 300 Meter Kette, zumal eine lange Kette nicht nur den Vorteil hat, daß der Anker sicherer hält, sondern dazu beiträgt, daß das Schiff im Seegang weniger hart arbeitet. Dadurch, daß die Welle nicht nur das Schiff, sondern auch die lange schwere Kette in die Höhe heben muß, wird das Stampfen gemähigt; der Seemann sagt, die Kette federt. Große Gummipuffer, die an Deck in die Ankerkette eingeschaltet sind, sorgen dafür, daß Stöße der Kette bei hartem Seegang gemildert werden.

Ist es dem Feuerschiff nicht gelungen, durch seine Signale ein Schiff vor dem Verderben zu bewahren, so sucht es wenigstens die Mannschaft zu retten, und fast alle unsere Feuerschiffe sind zugleich Stationen der deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger. Erst im vorigen Jahre sind durch die Besatzung der Feuerschiffe Elbe II, III und IV 35 Menschen von gestrandeten Schiffen gerettet worden. Ohne davon Aufhebens zu machen, sehen die Feuerschiffsleute ihr Leben aufs Spiel, um Menschenpflicht zu erfüllen.

Dr. O. G.